

MICHAEL CRICHTON

Welt in Angst

Buch

Der Millionär und Lebemann George Morton kommt einer unglaublichen Verschwörung auf die Spur. Die Umweltorganisation NERF, die er mit großzügigen Spenden unterstützt, macht gemeinsame Sache mit skrupellosen Ökoterrorenisten. Ihr neuester Plan: Durch ein künstlich ausgelöstes Seebeben wollen sie ganz Kalifornien überfluten, um die Aufmerksamkeit der Welt auf die von NERF organisierte Klimakonferenz zu lenken. Morton setzt alles daran, diesem Wahnsinn ein Ende zu bereiten, doch die Terroristen sind ihm immer einen Schritt voraus ...

Autor

Michael Crichton wurde 1942 in Chicago geboren und studierte in Harvard Medizin. Crichton, der seit Mitte der sechziger Jahre Romane schreibt, greift immer wieder gekonnt neueste naturwissenschaftliche und technische Forschungen auf. Seine Romane – »Jurassic Park«, »Enthüllung«, »Die Wiege der Sonne«, um nur einige seiner bedeutendsten zu nennen – wurden auch als Filme weltweite Erfolge. Für die international erfolgreiche Serie »Emergency Room« schrieb er das Drehbuch.

Von Michael Crichton
sind außerdem als Goldmann-Taschenbuch lieferbar:

Airframe. Roman (44263)

Endstation. Roman (44386)

Timeline. Roman (45122)

Sphere – Die Gedanken des Bösen. Roman (45854)

Beute – Prey. Roman (45816)

Michael Crichton

Welt
in Angst

Roman

Deutsch von Ulrike Wasel
und Klaus Timmermann

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel »State of Fear«
bei HarperCollins Publishers, New York

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden. Personen,
Unternehmen, Institutionen und Organisationen sind allein der
Fantasie des Autors entsprungen oder, falls doch real, rein fiktion-
al verwendet, ohne deren tatsächliche Handlungen schildern zu
wollen. Die in den Fußnoten erwähnten Personen, Institutionen
und Organisationen hingegen sind real.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier.

2. Auflage

Taschenbuchausgabe November 2006
Copyright © 2004 by Michael Crichton
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagmotiv: Corbis/Verkaik
KvD · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-46304-1
ISBN-13: 978-3-442-46304-6

www.goldmann-verlag.de

*»Wissenschaft hat etwas Faszinierendes an sich.
So eine geringfügige Investition an Fakten liefert so
einen reichen Ertrag an Voraussagen.«*

Mark Twain

*»Bei wichtigen Themen gibt es immer Aspekte, die
keiner erörtern möchte.«*

George Orwell

Einleitung

Der pazifische Inselstaat Vanutu gab auf dem Weltgipfel für nachhaltige Entwicklung in Johannesburg die Absicht bekannt, aufgrund der globalen Erwärmung gegen die Umweltschutzbehörde der USA einen Prozess anzustrengen. Vanutu liegt nur wenige Meter über dem Meeresspiegel, und den achttausend Einwohnern der Insel drohe die Evakuierung aus ihrem Land, weil der Meeresspiegel infolge der globalen Erwärmung ansteige. Die USA, die größte Wirtschaftsmacht der Welt, seien auch der größte Produzent von Kohlendioxid und trügen somit am stärksten zur globalen Erwärmung bei.

Der National Environmental Resource Fund (NERF), eine Gruppe amerikanischer Umweltaktivisten, erklärte, er werde Vanutu bei der Klage, die im Sommer 2004 eingereicht werden sollte, unterstützen. Die geschätzten Prozesskosten von über acht Millionen Dollar würden Gerüchten zufolge von dem reichen Wohltäter George Morton getragen, der sich häufig für den Umweltschutz engagierte. Da die Verhandlung vor der bekanntlich liberalen Neunten Kammer in San Francisco stattfinden würde, wurde der Prozess mit einiger Spannung erwartet.

Doch die Klage wurde nie eingereicht.

Weder Vanutu noch NERF hatten je eine offizielle Erklärung abgegeben, warum von der Klage Abstand genommen wurde. Selbst nach dem plötzlichen Verschwinden von George Morton blieben die genauen Vorgänge um diesen Prozess aufgrund eines unerklärlichen Desinteresses seitens der Medien ungeklärt. Erst Ende 2004 äußerten sich einige ehemalige Mitglieder von NERF öffentlich darüber, was innerhalb ihrer Organisation passiert war.

Darüber hinaus lieferten Enthüllungen aus Mortons Umfeld sowie von ehemaligen Mitarbeitern der in Los Angeles ansässigen Anwaltskanzlei Hassle & Black weitere Einzelheiten der Geschichte.

Somit ist heute bekannt, was sich zwischen Mai und Oktober 2004 im Zusammenhang mit dem Vanutu-Prozess ereignete und warum so viele Menschen in entlegenen Teilen der Erde sterben mussten.

MC,
Los Angeles 2004

Auszüge aus einem internen Geheimbericht des AASBC an den Nationalen Sicherheitsrat. Gemäß Informationsfreiheitsgesetz 3/4/04.

Inzwischen steht fest, dass die [REDACTED] Verschwörung bis ins Detail geplant war. Die Vorbereitungen liefen bereits seit über einem Jahr, ehe die eigentlichen Ereignisse stattfanden. Es gab bereits am [REDACTED] März 2003 vorläufige [REDACTED], und dem britischen [REDACTED] und dem deutschen [REDACTED] lagen entsprechende Berichte vor.

Der erste Vorfall ereignete sich im Mai 2004 in Paris. Es ist [REDACTED] [REDACTED], dass die Behörden [REDACTED] [REDACTED]. Es kann jedoch kein Zweifel mehr daran bestehen, dass das, was in Paris geschah, und die schwerwiegenden Folgen [REDACTED] [REDACTED] [REDACTED] [REDACTED].

I. Akamai

Paris Nord

Sonntag, 2. Mai 2004, 12.00 Uhr

In der Dunkelheit berührte er ihren Arm und sagte: »Bleib hier.« Sie bewegte sich nicht, wartete einfach. Es roch stark nach Salzwasser, ein schwaches Gurgeln war zu vernehmen.

Dann gingen die Lichter an, spiegelten sich auf der Oberfläche eines großen, mit Wasser gefüllten Beckens, das etwa fünfzig Meter lang und zwanzig Meter breit war. Es sah aus wie in einem Hallenbad, wenn man sich die vielen elektronischen Geräte drum herum wegdachte – und das äußerst seltsame Gebilde am hinteren Ende des Beckens.

Jonathan Marshall kam zu ihr zurück und hatte ein idiotisches Grinsen im Gesicht. »Qu'est-ce que tu penses?«, fragte er, obwohl er wusste, dass seine Aussprache furchtbar war. »Was meinst du?«

»Es ist toll«, sagte die Frau. Sie hatte einen exotischen Akzent. Eigentlich war alles an ihr exotisch, dachte Jonathan. Mit ihrem dunklen Teint, den hohen Wangenknochen und dem schwarzen Haar hätte sie ein Model sein können. Und in dem kurzen Rock und mit den Stöckelschuhen hatte sie auch den Gang eines Models. Sie war Halbvietnamesin und hieß Marisa. »Ist denn sonst niemand hier?«, fragte sie und schaute sich um.

»Nein, nein«, sagte er. »Heute ist Sonntag. Da kommt keiner.«

Jonathan Marshall war vierundzwanzig, Physikdoktorand aus London, und arbeitete den Sommer über in dem hochmodernen Laboratoire de Mécanique Ondulatoire Appliquée – dem Labor für Wellenmechanik – des französischen Marine-Instituts in Vissy, nördlich von Paris. Da in dem Vorort überwiegend junge Familien wohnten, war es bislang ein einsamer Sommer für Marshall gewesen. Deshalb konnte er sein Glück kaum fassen, dass er die junge

Frau kennen gelernt hatte. Diese unglaublich schöne Frau, die so sexy war.

»Zeig mir, was sie macht, die Maschine«, sagte Marisa. Ihre Augen glänzten. »Zeig mir, was du machst.«

»Mit Vergnügen«, sagte Marshall. Er ging zu dem großen Bedienungsfeld und schaltete die Pumpen und Sensoren ein. Die dreißig Anzeigetafeln der Wellenmaschine am hinteren Ende des Beckens erwachten nacheinander zum Leben.

Er warf ihr über die Schulter einen Blick zu, und sie lächelte ihn an. »Das sieht ganz schön kompliziert aus«, sagte sie. Sie trat neben ihn an das Bedienungsfeld. »Nehmt ihr alles mit Kameras auf?«

»Ja, wir haben welche in der Decke und seitlich am Becken. Die machen optische Aufzeichnungen von den erzeugten Wellen. Und im Becken sind Drucksensoren, die zeichnen die Druckparameter der vorbeikommenden Wellen auf.«

»Sind die Kameras jetzt an?«

»Nein, nein«, sagte er. »Die brauchen wir nicht, wir machen ja kein Experiment.«

»Vielleicht doch«, sagte sie und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Ihre Finger waren lang und zart. Sie hatte schöne Finger. Sie schaute eine Minute zu, dann sagte sie: »Das hier sieht alles sehr teuer aus. Ihr habt bestimmt jede Menge Sicherheitsvorkehrungen, was?«

»Eigentlich nicht«, sagte er. »Bloß Magnetkarten, um reinzukommen. Und nur eine Überwachungskamera.« Er deutete über die Schulter. »Da hinten in der Ecke.«

Sie wandte sich um. »Ist die jetzt an?«

»Oh ja«, sagte er. »Die ist immer an.«

Ihre Hand streichelte ihm sanft den Nacken. »Dann beobachtet uns jetzt jemand?«

»Leider ja.«

»Dann sollten wir uns anständig benehmen.«

»Wär wohl besser. Was ist denn überhaupt mit deinem Freund?«

»Ach, der.« Sie schnaubte verächtlich. »Der kann mich mal.«

Am Morgen hatte Marshall wie jeden Tag sein kleines Apartment verlassen und war in das Café in der Rue Montaigne gegangen. Wie immer hatte er zum Lesen einen Fachartikel mitgenommen. Dann hatte sich diese Frau zusammen mit ihrem Freund an den Nebentisch gesetzt. Und prompt waren die beiden sich in die Wolle geraten. Marshall fand gleich, dass Marisa und der Typ schon äußerlich nicht zueinander passten. Er war Amerikaner, ein bulliger, rotgesichtiger Kerl mit der Statur eines Footballspielers, längerem Haar und einer Nickelbrille, die in seinem fleischigen Gesicht völlig fehl am Platze wirkte. Er sah aus wie ein Schwein, das einen auf Akademiker macht.

Er hieß Jim, und er war sauer auf Marisa, weil sie anscheinend den Abend zuvor nicht mit ihm verbracht hatte. »Ich kapier nicht, warum du mir nicht sagen willst, wo du warst«, wiederholte er mehrmals.

»Weil es dich nichts angeht, deshalb.«

»Aber wir wollten doch essen gehen.«

»Jimmy, ich hab dir gesagt, dass das nicht klappt.«

»Nein, hast du nicht. Und ich hab im Hotel auf dich gewartet. Den ganzen Abend.«

»Na und? Das hat keiner von dir verlangt. Du hättest ausgehen können. Dich amüsieren.«

»Aber ich hab auf dich gewartet.«

»Jimmy, ich bin nicht dein Eigentum.« Sie war entnervt, seufzte, warf die Hände in die Luft oder schlug sich auf die nackten Knie. Sie hatte die Beine übereinander geschlagen, und ihr kurzer Rock war hochgerutscht. »Ich mache, was mir passt.«

»Das hab ich gemerkt.«

»Ja«, sagte sie, und im selben Augenblick sah sie zu Marshall hinüber und sagte: »Was liest du da? Das sieht ziemlich kompliziert aus.«

Zuerst war Marshall verunsichert. Sie sprach ihn ganz offensichtlich an, um ihren Freund zu ärgern. Er wollte sich nicht in den Streit der beiden hineinziehen lassen.

»Es geht um Physik«, sagte er knapp und drehte sich leicht weg. Er versuchte, nicht auf ihre Schönheit zu achten.

»Was für Physik?«, hakte sie nach.

»Wellenmechanik. Ozeanwellen.«

»Dann bist du Student?«

»Doktorand.«

»Also einer von den ganz Intelligenten. Bist du Engländer? Wieso bist du in Frankreich?«

Und ehe er wusste, wie ihm geschah, unterhielt er sich mit ihr, und sie stellte ihm ihren Freund vor, der Marshall matt angrinste und ihm schlaff die Hand schüttelte.

Es war alles ziemlich peinlich, aber die Frau ließ sich dadurch nicht beirren.

»Arbeitest du hier in der Gegend? Was für Arbeit? Ein Wasserbecken mit einer Maschine? Echt? Kann ich mir gar nicht vorstellen. Zeigst du's mir?«

Und jetzt waren sie hier, im Labor für Wellenmechanik. Und Jimmy, der Freund, schmolte draußen auf dem Parkplatz und rauchte eine Zigarette.

»Was machen wir mit Jimmy?«, fragte sie, während Marshall am Bedienungsfeld hantierte.

»Hier darf er nicht rauchen.«

»Ich pass schon auf. Aber ich will ihn nicht noch wütender machen. Kann ich ihn nicht reinlassen?«

Marshall spürte Enttäuschung in sich aufsteigen. »Schön. Meinetwegen.«

Dann drückte sie seine Schulter. »Keine Sorge, er kann ohnehin nicht lange bleiben.«

Sie ging zur Tür im hinteren Teil des Labors, öffnete sie, und Jim kam herein. Marshall schaute sich kurz um und sah, dass Jim hinten stehen blieb, die Hände in den Taschen. Marisa kam wieder zu Marshall an das Bedienungsfeld.

»Alles klar«, sagte sie. »Und jetzt zeig's mir.«

Die Elektromotoren am hinteren Ende des Beckens surrten, und die Paddel erzeugten die erste Welle. Es war eine kleine Welle, sie plätscherte gleichmäßig über die gesamte Länge des Beckens und lief dann auf einer schrägen Platte am vorderen Ende aus.

»Und das soll eine Flutwelle sein?«, fragte sie.

»Es ist die Simulation eines Tsunami, ja«, sagte Marshall, während seine Finger auf der Tastatur tippten. Am Bedienungsfeld zeigten Displays die Temperatur und den Druck an, lieferten Fehlerfarbenbilder von der Welle.

»Eine Simulation«, sagte sie. »Und was heißt das?«

»Wir können Wellen von bis zu einem Meter Höhe erzeugen«, sagte Marshall. »Echte Tsunamis sind dagegen vier, acht, zehn Meter hoch. Manchmal sogar noch höher.«

»Eine Welle im Ozean, die zehn Meter hoch ist?« Ihre Augen wurden groß. »Echt?« Sie schaute zur Decke hinauf, versuchte es sich vorzustellen.

Marshall nickte. So hoch wie ein dreistöckiges Gebäude. Und die Welle würde mit einer Geschwindigkeit von achthundert Kilometern pro Stunde an Land donnern.

»Und wenn sie dann an Land kommt?«, fragte sie. »Ist das die Schräge da vorn? Die Oberfläche sieht aus wie Kies. Soll das der Strand sein?«

»Genau«, sagte Marshall. »Wie weit die Welle an Land spült, hängt von der Neigung des Strandes ab. Wir können jeden beliebigen Winkel einstellen.«

Der Freund trat näher an das Becken, blieb aber nach wie vor hinten. Er sagte kein Wort.

Marisa war beeindruckt. »Ihr könnt das einstellen? Wie denn?«

»Über einen kleinen Motor.«

»Auf jeden beliebigen Winkel?« Sie kicherte. »Dann mach doch mal vingt-sept, siebenundzwanzig Grad.«

»Wird sofort erledigt.« Marshall tippte etwas auf der Tastatur. Mit einem leicht knirschenden Geräusch wurde der Strand steiler.

Der Amerikaner merkte, dass sich was tat, und trat noch näher ans Becken. Es ist aber auch wirklich faszinierend, dachte Mar-

shall. Das würde jeden interessieren. Trotzdem sagte der Kerl kein Wort. Er stand bloß da und sah zu, wie sich die kiesige Fläche schräg stellte. Kurz darauf hielt sie an.

»Das ist also der Strand?«, fragte sie.

»Ja«, sagte Marshall. »Obwohl siebenundzwanzig Grad ganz schön steil sind, so steile Strände gibt es in Wirklichkeit nur sehr selten. Ich stell ihn lieber auf...«

Ihre dunkle Hand schloss sich um seine. »Nein, nein«, sagte sie. Ihre Haut war weich. »Lass es so. Zeig mir eine Welle. Ich möchte eine Welle sehen.«

Jetzt wurden alle dreißig Sekunden kleine Wellen ausgelöst. Sie rollten mit leisem Rauschen über die gesamte Länge des Beckens. »Na gut, aber zuerst muss ich die Küstenform kennen. Im Augenblick verläuft der Strand gerade, aber wenn wir eine kleine Bucht oder so was hätten...«

»Lässt sich das auch einstellen?«

»Klar. Was soll's denn sein? Ein Hafen, eine Flussmündung, eine Bucht...«

»Och«, sagte sie mit einem Achselzucken, »mach mal eine Bucht.«

Er lächelte. »Gut. Wie groß?«

Die Elektromotoren surrten, als sich die Küstenlinie langsam krümmte, bis der Strand ein Halbrund bildete.

»Toll«, sagte sie. »Los, Jonathan, zeig mir jetzt die Welle.«

»Moment noch. Wie groß soll die Bucht sein?«

»Mmh...« Sie machte eine vage Bewegung mit den Armen. »Eine Meile. Eine Bucht, die eine Meile breit ist. Zeigst du's mir jetzt?« Sie beugte sich zu ihm. »Ich warte nicht gern. Damit du's weißt.«

Er roch ihr Parfüm und tippte schnell. »Los geht's«, sagte er. »Eine große Welle rollt in eine Bucht von einer Meile Breite, mit einer Strandneigung von siebenundzwanzig Grad.«

Ein wesentlich lauterer Rauschen ertönte, als die nächste Welle am Ende des Beckens ausgelöst wurde und dann glatt auf sie zurollte, ein gut fünfzehn Zentimeter hoher Wasserkamm.

»Och!« Marisa blickte enttäuscht. »Du hast mir was *Großes* versprochen.«

»Abwarten«, sagte er.

»Sie wird noch größer, ja?«, sagte sie kichernd. Sie legte ihm wieder die Hand auf die Schulter. Dann drehte der Amerikaner sich um und warf ihr einen bösen Blick zu. Sie reckte trotzig das Kinn in die Luft. Aber als er sich wieder zu dem Becken umdrehte, nahm sie die Hand weg.

Marshall war ernüchtert. Sie benutzte ihn bloß, um ihn eifersüchtig zu machen.

»Wird die Welle wirklich noch größer?«, fragte sie.

»Ja«, sagte Marshall, »wenn sie sich dem Strand nähert. In tiefem Wasser ist ein Tsunami klein, aber in niedrigem Wasser baut er sich auf. Und durch die Bucht wird seine Wucht gebündelt, so dass die Welle noch höher wird.«

Die Welle wuchs an und krachte dann gegen den halbrunden Strand. Sie schäumte weiß und schwappte an den Seiten hoch. Er schätzte die Höhe auf gut anderthalb Meter.

»Wie hoch wäre das in echt?«, fragte sie.

»Fünfzehn Meter«, sagte er.

»Oh, la la«, sagte sie und spitzte die Lippen. »Weglaufen nützt da wohl nichts.«

»Allerdings nicht«, sagte Marshall. »Der schnellste Läufer hätte keine Chance. 1957 hat es in Hilo auf Hawaii eine Flutwelle gegeben, sie ist mitten in die Stadt rein, so hoch wie die Häuser, und die Leute wollten fliehen, aber ...«

»Und das ist alles?«, fragte der Amerikaner. »Mehr macht ihr hier nicht?« Seine Stimme klang belegt, als müsste er sich räuspern.

»Hör nicht auf ihn«, sagte sie leise.

»Ja, mehr machen wir hier nicht«, sagte Marshall. »Wir erzeugen Wellen ...«

»Ist ja super«, sagte der Amerikaner. »Das konnte ich schon mit sechs Monaten in der Badewanne.«

»Na ja«, sagte Marshall und deutete auf das Bedienungsfeld

und die Monitore mit den Daten, »wir erstellen Datenbanken für Forscher auf der ganzen Welt, die...«

»Schon gut, schon gut. Das reicht. Stinklangweilig. Ich hau ab. Marisa, kommst du mit oder nicht?«

Er starrte sie wütend an.

Marshall hörte, wie sie tief Luft holte.

»Nein«, sagte sie. »Ich bleib hier.«

Der Amerikaner drehte sich um, marschierte zur Tür hinaus und knallte sie hinter sich zu.

Ihre Wohnung lag direkt gegenüber von Notre-Dame am anderen Seine-Ufer, und vom Balkon des Schlafzimmers aus hatte er einen wunderbaren Blick auf die angestrahlte Kathedrale. Es war zehn Uhr abends, aber noch immer war der Himmel tiefblau. Er schaute nach unten auf die Straße, die Lichter der Cafés, das Gewimmel von Menschen – es war ein bezauberndes, buntes Bild.

»Keine Sorge«, sagte sie hinter ihm. »Falls du nach Jimmy Ausschau hältst, der kommt bestimmt nicht.«

Doch er hatte gar nicht an ihn gedacht, bis jetzt. »Nein?«

»Nein«, sagte sie. »Er geht woanders hin. Jimmy hat viele Frauen.« Sie trank einen Schluck Rotwein, stellte das Glas dann auf dem Nachttisch ab. Ohne Umschweife zog sie sich das Ober- teil über den Kopf und ließ den Rock fallen. Sie trug nichts da- runter.

Ihre hochhackigen Schuhe behielt sie an und kam auf ihn zu. Er musste wohl verblüfft dreingeblickt haben, denn sie murmelte: »Ich hab's dir doch gesagt. Ich warte nicht gern.« Dann schlang sie die Arme um ihn und küsste ihn hart, wild, nahezu wütend. Die nächsten Augenblicke waren ein wenig linkisch, weil sie versuchten, sich weiterhin zu küssen, während sie ihm die Sachen vom Leib riss. Sie atmete schwer, keuchte beinah. Sie war so leidenschaftlich, so stürmisch, und ihre Schönheit, die reine Vollkommenheit ihres dunklen Körpers, schüchterte ihn ein, aber nicht lange.

Hinterher lag sie an ihn geschmiegt. Ihre Haut war weich, doch

der Körper darunter fest und straff. Die Zimmerdecke schimmerte sanft vom Licht der angestrahlten Kirchenfassade gegenüber. Er war entspannt, aber sie wirkte noch immer voller Energie, ruhelos. Er fragte sich, ob sie wirklich gekommen war, trotz ihres Stöhns und der Schreie am Schluss. Und dann stand sie unvermittelt auf.

»Was ist?«

Sie trank einen Schluck Wein. »Ich muss mal«, sagte sie, wandte sich ab und verschwand durch eine Tür. Sie hatte ihr Weinglas stehen lassen. Er setzte sich auf und trank einen Schluck, sah das zarte Muster ihrer Lippen auf dem Glasrand.

Er schaute auf das Bett und sah die dunklen Striemen von ihren Stöckelschuhen. Sie hatte sie erst mittendrin abgestreift, weggekickt, und jetzt lagen sie unter dem Fenster. Spuren ihrer Leidenschaft. Denn noch immer kam ihm das alles vor wie ein Traum. Er hatte noch nie mit so einer Frau geschlafen. So schön, mit so einer Wohnung. Er überlegte, wie teuer das Apartment wohl sein mochte, die getäfelten Wände, die herrliche Lage. Er trank noch einen Schluck Wein. Man könnte sich dran gewöhnen, dachte er.

Er hörte Wasser im Bad laufen. Ein summendes Geräusch, ein Lied ohne Melodie.

Krachend flog die Wohnungstür auf, und drei Männer kamen ins Schlafzimmer gestürmt. Sie trugen dunkle Regenmäntel und Hüte. Verschreckt stellte Marshall das Weinglas ab – es fiel zu Boden – und hechtete nach seinen Sachen neben dem Bett, um sich etwas überzuziehen. Doch schon waren die Männer bei ihm und packten ihn mit behandschuhten Händen. Er schrie vor Entsetzen und Panik, als sie ihn umdrehten und mit dem Gesicht nach unten aufs Bett warfen. Er schrie noch immer, als sie sein Gesicht ins Kopfkissen drückten, und er dachte, sie wollten ihn ersticken, aber das taten sie nicht. Ein Mann zischte. »Sei still. Dann passiert dir nichts.«

Er glaubte ihnen nicht, deshalb wehrte er sich und schrie wieder. Wo war Marisa? Was machte sie? Es ging alles so schnell. Knie drückten sich ihm ins Rückgrat, und er spürte kalte Schuhe auf

seinem nackten Gesäß. Dann eine Hand im Nacken, die ihn aufs Bett presste.

»Sei still!«, zischte der Mann auf ihm.

Die anderen Männer hielten ihn an den Handgelenken fest und zogen seine Arme auseinander, sodass er flach auf dem Bett lag. Sie hatten irgendwas mit ihm vor. Er war panisch und fühlte sich ausgeliefert, und er stöhnte. Irgendwer schlug ihn auf den Hinterkopf. »Still!«

Es ging alles so schnell, war irgendwie unwirklich. Wo war Marisa? Wahrscheinlich versteckte sie sich im Badezimmer, und er konnte es ihr nicht verübeln. Er hörte ein schwappendes Geräusch und sah einen kleinen Plastikbeutel mit etwas Weißem drin, wie ein Golfball, und sie schoben ihm den Beutel unter die Achselhöhle, drückten ihn gegen den weichen Teil seines Oberarms.

Was zum Teufel machten die da? Er spürte kaltes Wasser und versuchte, sich zu wehren, aber sie hielten ihn fest, und dann drückte sich etwas Weiches gegen seinen Arm. Es fühlte sich klebrig an, wie Kaugummi, etwas Klebriges saugte an seinem Arm, und dann spürte er ein leichtes Zwicken. Nicht schlimm, kaum der Rede wert, ein kurzes Stechen.

Gleich darauf wurde der Beutel wieder weggenommen, und im selben Augenblick hörte er zwei verblüffend laute Schüsse, und Marisa schrie in schnellem Französisch: »Salaud! Salopard! Petit malin! Bouge-toi le cul!«, und der Mann auf seinem Rücken rollte herunter, fiel zu Boden und sprang gleich wieder auf. Marisa schrie noch immer, weitere Schüsse fielen, und er roch Pulver in der Luft. Dann flohen die Männer. Die Tür knallte zu, und Marisa kam zurück, splitternackt, auf Französisch schimpfend, aber er verstand kein Wort, außer vacherie, was doch Kuh oder so hieß, wenn er sich nicht täuschte, aber er konnte nicht klar denken, er fing auf dem Bett an zu zittern.

Sie kam zu ihm und schlang die Arme um ihn. Der Pistolenlauf war heiß, und er schrie auf. Sie legte die Waffe weg. »Ach, Jonathan, es tut mir Leid, so Leid...« Sie zog seinen Kopf an ihre